Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 2 — Sonntag den 14. Januar — 1906

Der Handwerksbursch.

(2. Fortsetzung.) Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Einige Augenblicke blieb die junge Dame still und sah den hübschen Fremdling lange und prüfend an, wie er vor ihr stand mit dem kecken, offenen Gesicht und dem fröhlichen Lächeln um den feingeschnittenen Mund.

Sie schien über etwas nachzudenken.

Dann sagte sie ruhig und mit einer ganz seltsamen Bestimmtheit: „Ich bin nicht gewöhnt, mir irgend welche Dienste schenken zu lassen, und deshalb möchte ich eine Bitte an Sie richten. Wollen Sie mir dieselbe erfüllen?“

„Gern, gnädiges Fräulein!“ lautete die prompte Antwort, die ihm von Herzen kam.

„Nun wohl! — Gegen 12 Uhr erwarte ich Sie auf Schloß Neudeck. Fragen Sie dort nach Komtesse Thea. Ich werde inzwischen mit meinem Vater gesprochen haben, und dieser wird sicher einen Weg finden, dem Manne zu danken, der mir einen sehr großen Dienst erwiesen hat. — Sie werden kommen?“

„Ich komme, gnädigste Komtesse!“

„Dann also — auf Wiedersehen!“

Sie neigte leicht den schönen Kopf zum Gruß und auch Oswald empfahl sich, indem er tief den Hut zog und sich verbeugte, wie vor einer Königin.

Dann gingen sie beide nach verschiedenen Richtungen auseinander, und wenige Augenblicke später war die liebliche Erscheinung zwischen den Stämmen der Buchen und dem dichten Gebüsch seinen Blicken entschwunden.

Um so lebhafter sah er sie im Geiste vor sich stehen. Er ging nicht weiter, sondern setzte sich auf einen moosigen Stein zwischen die hohen Farnkräuter des Weges, stützte den Kopf in beide Hände und träumte vor sich hin.

Sollte er wirklich hingehen, wie er versprochen hatte, das Abenteuer fortsetzen — oder sich genügen lassen mit der Erinnerung an das reizende kurze Idyll im Walde?

Es stand ja bei ihm, der Sache ein Ende zu machen, so bald er wollte, den Knoten, den er zu knüpfen im Übermut bereit war, jeden Augenblick wieder zu lösen.

Schloß Neudeck! — da war es ja wieder, das wunderliche Wort, das ihn verfolgte, seit er es zum ersten Male gehört hatte.

Und was er sich gar nicht erträumt hatte, war mit einem Male zur Wirklichkeit geworden, die Pforten des geheimnisvollen Schlosses, das er sich nur von weitem hatte ansehen wollen, taten sich ihm auf wie ein Zauberspriüchlein, und mitten hinein führte sein Weg — wenn er nur wollte.

Aber was sollte er dort?

Beinahe kam es ihm auf einmal so vor, als wenn er wirklich dort etwas sollte, als wenn eine ganz bestimmte unsichtbare Macht ihn dorthin zöge mit aller Gewalt, als wenn all dieses mehr wäre als ein übermütiger Scherz, als sollte er darin eine seltsame Fügung erkennen.

Er war wahrhaftig sonst nicht fatalistisch veranlagt und hatte keinen Hang zum Aberglauben, aber je mehr er sich hineinredete in sein Abenteuer, je deutlicher er sich vergegenwärtigte, wie ihn seit gestern in ununterbrochener Folge alles stets nur immer auf das Eine hingewiesen hatte, das geheimnisvolle Schloß Neudeck und seine Bewohner, desto fester setzte sich in ihm der Entschluß, sein Versprechen zu halten und die Gelegenheit, das Haus zu betreten, um keinen Preis vorübergehen zu lassen.

Die ganze Episode interessierte ihn, und das war ja schließlich die Hauptsache.

Er sah auf die Uhr!

Zwei Stunden hatte er noch Zeit.

Dann nahm er seine Touristenkarte heraus und orientierte sich ganz genau, wo er sich eigentlich befand.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nach einem schnellen Marsch von etwa einer halben Stunde quer über Wiesen und Felder eine kleine Bahnstation erreichen konnte, sprang er rasch auf und ging, so schnell er konnte, ungeachtet der brennenden Sonnenhitze vorwärts, ohne sich aufzuhalten, bis er das kleine Stationsgebäude erreichte.

Seine Vermutung, dicht dabei ein Wirtshaus zu treffen, bestätigte sich, und als er auf der hölzernen, sehr primitiven Veranda saß, als einziger Gast unter den breiten Wipfeln der mächtigen Linde, ging er sofort an die Ausführung seines Planes, den er sich während der eiligen Wanderung zurechtgelegt hatte.

Er ließ sich ein Glas Bier, Schreibzeug und Papier geben und schrieb seinem Diener, den er bisher nur mit Postkarten über seinen Aufenthalt orientiert hatte, einen eingehenden Brief.

Er teilte ihm mit, daß er wahrscheinlich mehrere Tage in der Nähe sich aufhalten würde, und beauftragte ihn, seine Nachrichten von jetzt ab nicht mehr an die bisher bestimmten Plätze postlagernd zu senden, sondern bis auf weiteres hierher zu adressieren, wo er sich augenblicklich befand. Dann kuvertierte er den Brief und steckte ihn in den Bahnpostkasten.

Nachdem das geschehen war, trank er sein Bier aus, erhob sich und ging langsam denselben Weg zurück, den er gekommen war.

Als der Wald ihn wiederum aufnahm, hatte er das Gefühl, als ginge er der Auflösung eines wundersamen Rätsels entgegen.

Wie durch einen Märchenwald schritt er dahin. Über ihm rauschte und flüsterte es in den Zweigen, die Vögel zwitscherten um ihn her in dem dichten Gesträuch, das über den Weg und die moosbewachsenen Steine wucherte, tief im Gehölz hämmerte ab und zu ein Specht, und ganz von weitem hallte Kuckucksruf zu ihm herüber.

„Wie lange werde ich wohl hier bleiben sollen?“ dachte er dabei, und endlos schier klang die Antwort des Orakelvogels aus der fernen Waldeinsamkeit, daß er unwillkürlich laut auflachen mußte.

Nach etwa einstündigem Marsch trat er plötzlich an einer Krümmung des Weges aus dem Walde heraus.

Und wie geblendet blieb er stehen.

Die Sonne beleuchtete ein weites, lichtgrünes Tal, durch das ein schmales Wasser sich schlängelte wie ein dünnes silbernes Band, den Hintergrund bildeten herrliche Anhöhen voll helleuchtender Buchen und Eichen, zwischen denen sich tiefdunkel die Gruppen der Fichten und Tannen abhoben.

Soweit das Auge im Rund umherschweifte, spannte sich endloser Wald unter dem sonnigen Blau des Frühlingshimmels.

Und mitten davor auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe mit blendend weißen Mauern in elegantem Barockstil erbaut, hingebettet zwischen buntblumige Gärten und wohlgepflegte Parkanlagen das Ziel seiner Wanderung, Schloß Neudeck.

Nach hinten zu in der Richtung nach dem Walde reihten sich die Ökonomiegebäude, Stallungen und Scheunen an das imposante Gutshaus.

Alles schien still da unten und ausgestorben, nur eine Schar weißer Tauben kreiste flatternd um den Giebel.

Eine Viertelstunde später stand Oswald vor der großen Einfahrt des Gittertores, das die Parkmauer zum Einblick in das wirklich fürstliche Besitztum öffnete.

Mit einem merkwürdigen Gefühl der Beklemmung zog er die Glocke, deren heller, metallner Ton laut und weit vernehmlich durch die Stille der friedlichen Gärten hinschallte.

Ein Zurück gab es für ihn nicht mehr. Also vorwärts mit aller Selbstüberwindung, fort mit allen Skrupeln und Bedenken — das war seine Losung.

Er hatte ein Abenteuer angefangen, und nun wollte er es auch zu Ende führen um jeden Preis.

Ein ältlicher Gärtner mit wenig freundlichem Gesicht erschien hinter dem Gitter und fragte nach seinem Begehr, wobei er den Wartenden von oben bis unten mit einem äußerst geringschätzenden Blick musterte.

„Die gnädige Komtesse Neudeck haben mich auf 12 Uhr hierher bestellt!“ antwortete Oswald prompt. „Ich denke, es muß jetzt gerade 12 Uhr sein.“

„So?" erwiderte der Mann gedehnt. „Da muß ich doch erst mal fragen. Warten Sie indessen hier. Wie ist Ihr Name?"

„Fritz Weber," versetzte Oswald mit dem denkbar ernstesten Gesicht. „Sagen Sie nur der gnädigen Komtesse, der Mann aus dem Walde wäre da!"

„Es ist gut!" brummte der Alte, und ohne Miene zu machen, die Pforte zu öffnen, wandte er sich um und ging langsam dem Schlosse zu, wo er die breite Freitreppe emporstieg und zwischen den Säulen der Vorhalle verschwand.

Oswald setzte sich indessen auf einen der breiten Sandsteine, welche die Einfahrt flankierten, und wartete. Er war ehrlich müde, denn er hatte ein tüchtiges Stück Weges hinter sich, und zudem fühlte er in der Magengegend ein unverkennbares Gefühl der Leere.

Schon aus rein materiellen Gründen wäre ihm jetzt ein längerer Aufenthalt in diesem Hause, das bedeutend gastlicher aussah als der alte Diener oder Gärtner, ungemein erwünscht gewesen. Er überlegte zum letzten Male.

Die erste Lüge war gesprochen, nicht in böser Absicht, aber immerhin eine Lüge, der falsche Name, mit dem er sich Einlaß verschaffte in dieses ihm so merkwürdig interessante Haus.

Noch hatte es niemand von seinen Lippen gehört als der brummige Alte, noch konnte er umkehren und ungesehen dahin verschwinden, von wo er gekommen war, zurück auf die Landstraße, die ja doch der eigentliche Zweck des Ganzen gewesen war. Aber zu mächtig regte sich in ihm der Wunsch, die reizende Mädchengestalt noch einmal zu sehen, und wäre es auch nur für ein paar flüchtige Minuten, noch einmal den Klang dieser hellen Mädchenstimme zu hören, die ihm in der Erinnerung noch nachtönte wie wundersame Musik.

Es war nicht müßige Neugier, nicht bloßer Kitzel nach einem übermütigen Abenteuer, sondern tiefes, wirkliches Interesse an den Leuten auf Neudeck, was laut und gebieterisch in ihm rief: „Bleib!" Und er blieb.

Kurze Zeit darauf sah er einen livrierten Diener im Vestibül auftauchen, schnell die Treppen herunter eilen und auf ihn zukommen. Wenige Sekunden später drehte sich der Schlüssel im Schloß, und Oswald überschritt die Schwelle. Der Würfel war gefallen.

Ein klein wenig klopfte ihm aber doch das Herz, als er neben dem Lakaien herschritt, der nur kurz zu ihm gesagt hatte: „Kommen Sie schnell, die Herrschaften erwarten Sie."

An dem großen Rosenparterre und an buntblumigen Beeten vorbei ging es zwischen den geschorenen Taxushecken hindurch.

Von der Seite besah er sich seinen livrierten Begleiter. Es war ein junger Bursch mit pomadisiertem Kopf und einem frechen Gesicht. „Eine echte Domestikenvisage!" würde sein Freund Keßler gesagt haben, der eine souveräne Verachtung für alle modernen Mietlinge empfand.

Es gewährte Oswald ein unleugbares Vergnügen, den dummen Menschen zu täuschen, der ihn wirklich für das hielt, was er scheinen wollte.

Anderseits wieder bestärkte es ihn in seiner Zuversicht, daß er wohl imstande sein könne, die angefangene Komödie zu Ende zu führen, denn wenn dieser Mensch da sich wirklich in der Überzeugung befand, eine Art von Landstreicher durch den herrschaftlichen Garten zu führen, so konnte die Maske wohl auch für eine halbe Stunde die Gebieter des Hauses täuschen.

An dem Eingang zum Vestibül blieb der Lakai stehen.

„Treten Sie sich die Stiefel gut ab," sagte er herablassend und wies auf das Rohrgeflecht und Oswald gehorchte, während er sich dabei umwandte, um sein ironisches Lächeln zu verstecken.

Dann geleitete ihn der Diener die teppichbelegten Treppen bis zum Hochparterre hinauf, wo es durch mehrere Zimmer ging, bis endlich sich eine hohe Flügeltür öffnete, hinter der der Führer verschwand. Aber sogleich erschien er wieder und öffnete mit einem herablassenden „Eintreten" Oswald die Tür.

Er befand sich in einem hohen, lichten Raume, durch dessen weit geöffnete Fenster die Frühlingssonne breit und ungehindert hereinflutete über die mit schönen alten Gobelins bedeckten Wände, die geschmackvollen, im Stile Ludwigs XIII. gehaltenen Möbel und die alten Waffen und Geräte, die die Simse der Türen schmückten.

In einem Lehnstuhl am Fenster, tief in die weißen Kissen gedrückt, saß ein Mann von undefinierbarem Alter, denn Krankheit und Schmerz hatten auf das blasse Gesicht ihren Stempel gedrückt und ließen es offenbar viel älter erscheinen, als es in Wirklichkeit war. Aber den Ausdruck milder Seelengüte in den großen, stahlgrauen Augen hatten sie nicht zu verwischen vermocht, und dieser nahm vom ersten Moment an Oswalds ganzes psychologisches Interesse gefangen.

Dieser Mann gefiel ihm unbeschreiblich.

Neben ihm, den Arm leicht auf die Lehne des Sessels gestützt, stand die junge Dame aus dem Walde.

Oswald verneigte sich und blieb an der Tür stehen. Ein Gefühl der Beklommenheit faßte ihn, eine Art Lampenfieber vor dem Debüt, zu dem sein Übermut ihn fast wider Willen veranlaßt hatte. Aber ein Blick auf das junge Mädchen entschied, und mit vollkommener Selbstbeherrschung, ruhig und fest begegnete sein Blick dem des Hausherrn.

„Treten Sie näher!" sagte dieser freundlich, und auch die matte Stimme berührte Oswald so sympathisch wie der Blick dieser merkwürdig guten Menschenaugen.

Mechanisch gehorchte er der Aufforderung und trat dem alten Herrn so nahe, als es der große Eichentisch inmitten des Zimmers gestattete.

„Sie haben der Komtesse heute morgen einen großen Dienst erwiesen!" fuhr der Kranke fort, „und daß Sie sich weigerten, ein Geschenk anzunehmen, hat sie in einige Verlegenheit gesetzt, aus der es nun meine Pflicht ist, ihr zu helfen, denn mir gegenüber werden Sie doch wohl hoffentlich weniger — wie soll ich sagen — ablehnend sein?"

Oswald errötete. „Ich muß bitten, Herr Graf, von der Absicht abzustehen, mir ein Geldgeschenk für eine ganz selbstverständliche Sache anzubieten. Ich kann nur wiederholen, was ich der gnädigen Komtesse bereits zu sagen mir erlaubte, daß die Angelegenheit mit dem freundlichen Wort des Dankes, das mir ausgesprochen wurde, vollkommen ausgeglichen ist!"

„Sie drücken sich merkwürdig gewandt aus für" — hier stockte der Graf und lächelte.

„Für einen Menschen meinesgleichen?" fuhr Oswald fort. „Ich bin lange Zeit Diener in einem Hause gewesen, das mir Gelegenheit gab, den Ton der großen Welt zu hören, und da ich von Kindheit an ein ausgesprochenes Lernbedürfnis hatte, so mag wohl manches hängen geblieben sein, was mir für meinen Beruf nur zugute kommt."

„Sehr lobenswert! Sehr weltklug, junger Mann. Sie sind also Diener von Beruf?"

„Zu Befehl, Herr Graf. Meine Eltern waren arm und konnten mich nichts Besseres lernen lassen, obwohl es mir nicht an Lust dazu fehlte. So habe ich denn selbst gelernt, soviel ich konnte."

„Bei wem waren Sie in Kondition?"

Bei dieser plötzlichen Frage geriet Oswald in eine geradezu tödliche Verlegenheit und hätte am liebsten rechtsum Kehrt gemacht, um auf und davon zu gehen. — Aber er war nun einmal hier, hatte begonnen, zu lügen, wenn er es nicht vorzog, kläglich Fiasko zu machen.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

„Bei Herrn Doktor Eckstädt in Berlin," sagte er keck.

„So! In Berlin also! Und warum verließen Sie den Dienst?"

„Weil ich die Welt kennen lernen und heraus wollte aus der Großstadt. Ich fühlte mich dort nicht mehr wohl. Ich wollte gern aufs Land, irgend wohin nach dem Süden. Ich habe mir einiges erspart und kann daher warten, bis ich etwas Passendes finde."

„Würden Sie mir von Ihrem Herrn ein Zeugnis verschaffen können und hätten Sie Lust — hier im Hause eine Stellung anzunehmen?"

Dieses Anerbieten kam Oswald so überraschend, daß er im ersten Moment völlig sprachlos dastand und ein verdutztes Gesicht machte.

„Hier? Auf Schloß Neudeck?" stammelte er endlich in höchster Verlegenheit.

„Ja — hier bei mir! Ich suche für meine persönliche Bedienung schon lange einen zuverlässigen Menschen, auf dessen Ehrlichkeit und Anhänglichkeit ich mich verlassen kann, denn, wie Sie sehen, bin ich krank, kränker vielleicht, als man mir sagt, und auf die Hilfe meiner nächsten Umgebung angewiesen. Wollen Sie die Stellung annehmen?"

„Herr Graf sind außerordentlich gütig!" stotterte Oswald, „einen Menschen, den Sie ganz und gar nicht kennen —"

„Nun, ich denke Sie besser zu kennen, als man seine Dienerschaft sonst in den ersten Stunden kennen lernt. Sie haben bewiesen, daß sie ehrlich sind. Das ist schon viel. Sie haben persönlichen Stolz und halten auf sich, haben Takt und gute Manieren und mehr gelernt, als man sonst in Ihrem Stande zu lernen pflegt. Alles das genügt mir vollkommen, um Sie zu engagieren — wenn Sie selbst nicht andere Pläne haben, was mir leid tun würde."

„Nun wohl, Herr Graf," erwiderte Oswald mit einer höflichen Verbeugung. „Wenn Sie das Vertrauen haben, es mit einem Fremden zu versuchen, so will ich dieses Vertrauen nicht täuschen. Ich nehme Ihr Anerbieten mit verbindlichstem Danke an und werde mich bemühen, mich so nützlich zu machen, als ich kann!"

„Sie akzeptieren also!"

„Ja!"

„So sind Sie denn im Dienste des Hauses Neudeck, vorausgesetzt, daß Ihr Zeugnis, das Sie sich umgehend kommen lassen wollen, meine Ansicht über Sie bestätigt. Bis dahin bleiben Sie natürlich im Schloß, oder ziehen Sie es vor, unten im Dorf im Gasthof zu logieren?"

„Wenn Herr Graf gestatten, so bleibe ich im Schloß."

„Gut. — Auch mir ist das am liebsten. — Sie schreiben, rechnen, lesen fließend?"

„Perfekt!"

Sie servieren und wissen mit dem Haushalt in der Umgebung Ihres Herrn Bescheid?"

„Zu Befehl."

„Können Sie reiten, fahren?"

„Tadellos."

„Dann wäre also alles in Ordnung. Man wird Ihnen sofort Ihr Zimmer anweisen, und Sie können ohne Verzögerung an Ihren bisherigen Herrn um das erforderliche Zeugnis schreiben."

Oswald verbeugte sich zustimmend, und der Graf drückte auf die Glocke, worauf derselbe Lakai von vorhin erschien und wartend an der Tür stehen blieb.

„Mein neuer Kammerdiener, Fritz Weber," sagte der Graf kurz zur Klärung der Situation. „Weisen Sie dem jungen Mann sein Zimmer an und sorgen Sie für alles, was er braucht."

Jetzt gibt's nichts mehr! Nach dem Gemälde von G. Chierici. (Siehe Seite 8.)

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Oswald empfahl sich schweigend und wandte sich zum Gehen.

Noch einmal rief der Graf: „Fritz!" und Oswald wendete sich ihm zu.

„Sobald Sie mit Ihrem Brief fertig sind und sich einigermaßen gestärkt haben, melden Sie sich noch einmal bei mir."

Damit war er entlassen.

Schweigend stieg er mit seinem neuen Kollegen die Treppe zum zweiten Stock hinauf, wo der Diener ihm ein freundliches kleines Zimmerchen aufschloß.

„So," sagte der andere, „nun machen Sie sich's bequem. Luftig und hell ist es hier oben. Die Fenster führen grad' nach dem Park hinaus. Bißchen still ist es ja im Schloß, seit der Herr so krank ist. Ihr Vorgänger hat's hier nicht lange ausgehalten. Dem war's zu langweilig; der war an das Leben in der Residenz gewöhnt. Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden, denn hier muß man sich ein bißchen aneinander anschließen, wenn man nicht versauern will."

„Nun, ich denke, wir werden uns wohl vertragen," unterbrach Oswald den Redestrom des Dieners. „Vor allen Dingen wäre ich Ihnen dankbar, Herr —?"

„Sagen Sie kurzweg Hans. Hans Walseck heiß ich."

„Also Hans, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn ich eine Kleinigkeit zu essen haben könnte."

„Das werden wir sofort besorgen. Unterdessen ist hier alles, was Sie brauchen: Seife, Kamm usw., um den Reisestaub abzuschütteln. Ich bringe Ihnen dann selbst das Essen herauf."

„Ich danke Ihnen bestens im voraus."

„Keine Ursache. Mahlzeit, Fritz."

Damit ging er und ließ Oswald allein.

Ohne sich umzusehen, setzte er sich auf den Stuhl, der ihm am nächsten stand und blieb sitzen — bewegungslos, wie vom Donner gerührt.

Erst jetzt, wo er allein war, kam er zum Bewußtsein seiner mehr als eigentümlichen Lage. Wie war das möglich gewesen?

Was hatte er da gemacht? Welch aberwitzigen Streich hatte sein toller Übermut ihm da gespielt? Noch war er wie betäubt und kam sich vor, als wäre er in eine Sackgasse geraten, aus der es absolut keinen anständigen Rückzug für ihn gab.

Er begann sich alle Möglichkeiten zu überlegen. Entweder er ging sofort hinunter und klärte die ganze abenteuerliche Geschichte auf, nannte seinen wahren Stand und Namen und verließ ein Haus, wo er sich in des Wortes vollster Bedeutung lächerlich gemacht hatte.

Aber das war unmöglich, denn mit Recht hätte der Graf ihm vorgeworfen, daß es dann ja überhaupt höchst überflüssig gewesen, diese Schwelle zu überschreiten, und daß es wenig geschmackvoll sei, mit einem Kranken einen solchen Touristenscherz zu machen.

Und die Wahrheit konnte er ihm doch unmöglich sagen, daß es Komtesse Thea gewesen, die ihn wie ein Irrlicht hierher gezogen durch den Zauber ihrer lieblichen Erscheinung.

So blieben nur noch zwei Möglichkeiten.

Entweder er ging einfach auf und davon wie ein Dieb in der Nacht, setzte sich dem abfälligsten Urteil derer aus, die ihm vertraut hatten, oder er blieb, blieb als engagierter Dienstbote unter angenommenem Namen, spielte mit Aufbietung seines ganzen jugendlichen Übermutes die Komödie, zu der ihn der Zufall verurteilt hatte, eine kurze Zeit, bis sich eine passende Gelegenheit bot, der Sache auf anständige Weise ein Ende zu machen.

Er hatte ja Abenteuer gesucht. Nun hatte er ja, was er wollte!

Vorläufig konnte er sich nicht schlüssig werden, und so ergab er sich denn für den Moment mit stiller Resignation ins Unvermeidliche und nahm sich vor, die Rolle, die er übernommen hatte, vorläufig zu spielen wie ein guter Schauspieler. Er hatte in die Nähe des reizenden Mädchens kommen wollen, hatte nichts sehnlicher gewünscht, als die Verhältnisse und Menschen auf Schloß Neudeck kennen zu lernen, und dazu bot sich gerade in dieser Stellung Gelegenheit in Hülle und Fülle.

Er stand auf, öffnete sein Ränzel und nahm seinen besseren Anzug, seine Wäsche und Stiefel heraus, wusch sich und begann sich umzukleiden. Dabei sah er sich in seinem Zimmerchen um.

Es war ein freundlicher, zweifenstriger Raum mit tannenem Fußboden und primitiven Möbeln.

Das Bett schien besser zu sein, als er es bisher in den Landgasthöfen gefunden hatte.

Alles machte den Eindruck peinlichster Sauberkeit. Ein anspruchsloser Mensch konnte sich hier wohlfühlen, sehr wohl sogar.

Geradezu wundervoll war die Aussicht.

Die Mauer des Gebäudes, wo sich seine Fenster befanden, stieß dicht an den Wald, und unten schlängelte sich der Weg tief hinein in den grünen Forst. Die Fenster seines Zimmers waren die einzigen an der ganzen schmalen Wand, er hatte keine Nachbarschaft, nur unter ihm befand sich im ersten Stock eine Tür, von der eine hölzerne Treppe hinunter ins Freie führte.

Hier also war ihm bestimmt, eine Zeitlang zu hausen!

Er lächelte vor sich hin, übermütig fast, und der Ernst der Situation begann dem alten guten Humor zu weichen, der nun einmal die starke Seite in Oswalds Charakter war.

Die Sache fing an, ihn wieder zu amüsieren.

Doktor Oswald Eckstädt, weit entfernt von der Heimat, losgelöst von allen bisherigen Verhältnissen, tatsächlich herausgeflüchtet aus seinem ureigensten Selbst, als Kammerdiener engagiert, eingezogen in eine Domestikenstube und vor wenigen Minuten mit einem Lakeien kameradschaftlich angefreundet.

Mehr konnte seine höchste Abenteuerlust wahrhaftig vom Schicksal nicht verlangen!

Ein Klopfen an der Tür ließ ihn vom Fenster zurücktreten, und Hans trat ein mit einem kleinen Tablett voll Essen. Auch eine Flasche Bier fehlte nicht, und mit wahrem Heißhunger machte sich Oswald an sein Diner, während Hans ihm dabei uneingeladen Gesellschaft leistete.

„Na, sind Sie mit ihrer Behausung zufrieden?" fragte er zutraulich, indem er Oswalds Erscheinung musterte, die gegen seine Antrittstoilette äußerst vorteilhaft abstach.

„Gewiß!" entgegnete dieser und nahm die Gelegenheit wahr, das Notwendigste zu erfahren, was ihm wissenswert erschien. „Mir gefällt's hier sehr gut. Ich bin gern auf dem Land! — Uebrigens könnten Sie mir sagen, wer alles im Schlosse wohnt und wie groß die Familie meines neuen Herrn ist, denn eigentlich weiß ich gar nichts von ihm!"

„. . . So?" erwiderte Hans und sah ihn mißtrauisch an. „Sind Sie nicht auch durch die Baronesse hierher gekommen wie wir alle?"

Das „auch" machte Oswald stutzen, und schnell gefaßt gab er Antwort. „Es mag schon sein, daß ich mein Engagement indirekt der Baronesse zu verdanken habe. Wenigstens ist es sehr plötzlich gekommen. Die Baronesse ist doch eine junge Dame mit eigentümlich großen dunklen Augen und fast rotem Haar?"

„Sehr richtig!"

„Na, dann wird's wohl so sein, wie Sie vermuten. Ich kann über all das nicht so offen reden. Sie begreifen — die Diskretion —"

„Verstehe vollkommen! Geht mich auch weiter nichts an. Um Ihre Wißbegier zu befriedigen: im Schlosse bewohnen der Graf und Komtesse Thea den rechten Flügel, im mittleren liegen die Gesellschaftsräume, die aber seit langem nicht benutzt werden, und hier, gerade unter Ihnen, wohnt Baronesse Julie mit ihrer Zofe, die sie aus der Residenz mitgebracht hat. — Augenblicklich macht sie ihren täglichen Spazierritt durch den Wald mit dem Reitknecht, Monsieur Francois, einem feschen Pariser, der Ihnen sehr gut gefallen wird. — Außer ihm und der Zofe haben wir noch das Kammermädchen der Komtesse, ein dummes Bauernmädel, mit der man kein vernünftiges Wort reden kann, den Koch, den Kutscher, den Stallburschen und zwei Küchenfeen. Und den Gärtner nicht zu vergessen. Damit wäre alles bei einander!"

„Ist der Graf schon lange so krank? Er sieht ungemein elend aus!"

„Nein! Im Gegenteil! Ganz plötzlich ist die Krankheit gekommen, nach einer Jagdpartie. Aber es geht zusehends schlechter mit ihm, und der Arzt scheint auch das Schlimmste zu befürchten. Stirbt der Graf, dann fällt das ganze Besitztum an seinen Neffen, einen lebenslustigen Kavalier aus der Residenz, und dann geht hier ein lustigeres Leben an als wir's augenblicklich führen."

„Was fehlt denn dem Herrn eigentlich? Wie nennt man die Krankheit, an der er leidet?"

„Eine Art Fieber soll es sein! Weiter weiß ich auch nichts. Manchmal liegt er ganze Tage und schläft, daß man meint, er sei schon gestorben, und dann geht es mal scheinbar ein oder zwei Tage besser, wie heute, wo er dann in seinem Lehnstuhl sitzt, bis ihn wieder die Müdigkeit ins Bett treibt."

„Hat der Graf außer der Komtesse denn keine Kinder?

„Einen Sohn hat er gehabt, der voriges Jahr auf der Jagd verunglückte. Ich hörte davon nur reden. Ich war damals noch nicht im Hause."

„Ja, ja, ich erinnere mich dunkel," sagte Oswald, „ich hörte auch davon sprechen in der Residenz. Er verunglückte auf ganz rätselhafte Weise."

„Na, so rätselhaft war's just nicht, aber schrecklich muß es für den Herrn gewesen sein, wie sie nach 18 Tagen erst die Leiche anbrachten, so von allem möglichen Raubzeug angefressen, daß man sie nur an den Kleidern wiedererkennen konnte!"

(Fortsetzung folgt.)

Figaro in tausend Nöten.

Erzählung von Th. V. Gall.

(Nachdruck verboten.)

Man zählte das Jahr 1824.

Über die Oderbrücke der märkischen Stadt Schwedt jagte ein Wagen. Er eilte durch etliche Straßen und hielt schließlich vor dem „Gasthof zu den drei Schwänen" dem anerkannt vornehmsten des ganzen Ortes.

Dem Gefährt entstieg eine noch im jugendlichsten Alter stehende Dame, offenbar die Herrin, der ein etwas älteres Mädchen, die wohl Zofe oder Dienerin sein mochte, behilflich war.

Der Wirt, der komplimentierend vor der Tür stand, lobte die Zimmer, die von ihm gewünscht wurden, als wohnlich und hübsch gelegen, versprach gute Beköstigung und ordnete an, daß die mannigfachen Gepäckstücke, ebenso zahlreich wie ansehnlich dem Umfange nach, dem Wagen entnommen und entsprechend untergebracht würden.

Herr Buttermilch hätte nicht Gasthofbesitzer in einer, wenn auch sehr schmucken, aber kleinen Stadt sein müssen, um nicht sofort brennendste Neugierde zu empfinden, wer wohl die Fremde sei — denn die Dienerin verursachte ihm kein besonderes Kopfzerbrechen — die soeben abgestiegen.

Allein von dem Kutscher konnte er nur so viel in Erfahrung bringen, daß die Dame in der nächstgelegenen Stadt das Fuhrwerk gemietet habe. Sie befinde sich auf dem Wege nach Stettin und beabsichtige, von hier aus Extrapost zu nehmen. Eigentlich wollte sie sofort weiter fahren. Jedoch die große Kälte, die plötzlich herein gebrochen, sowie die Mißlichkeit, daß sämtliche Landstraßen verschneit seien, hätten es wünschenswert gemacht, hier bis morgen zu verweilen und sich für die Fortsetzung erst gewissermaßen zu kräftigen.

„Natürlich! . . . Versteht sich!" meinte Herr Buttermilch, indem er sich die Hände rieb.

Und er schmunzelte vergnügt, als ihm der Kutscher die Freigebigkeit der Fremden rühmte, die ihm soeben, bevor sie sich in ihre Zimmer begeben, einen harten Taler Trinkgeld in die Hand gedrückt.

Etwa eine halbe Stunde später klopfte er an die Tür.

„Ich wollte nur nachschauen," sagte er, nachdem er eingetreten und verschiedene Bücklinge gemacht, „wie es der Demoiselle gefällt und ob die Demoiselle vielleicht noch Wünsche hat!"

Die Fremde saß in einem Lehnstuhl zunächst dem Fenster.

„Die Zimmer sind sehr einladend, und der Kaffee hat ganz vorzüglich geschmeckt," versetzte sie freundlich. „Nur etwas kalt ist es noch! Aber im Ofen prasselt ja ein tüchtiges Feuer, und das wird hoffentlich bald seine Schuldigkeit tun! Für den Abend möchte ich um einen ordentlichen Imbiß bitten, denn wir sind nicht allein ausgefroren, sondern auch, wie man zu sagen pflegt; ausgehungert!"

Wiederum machte Herr Buttermilch etliche Kratzfüße, während deren er sowohl seine ausgezeichnete Küche, als auch sein reichversehenes Weinlager anpries.

„Aber der lange Winterabend — wie werden wir den nur hinbringen!" seufzte die Fremde.

„Oh, dafür ist Rat geschafft!" entgegnete Herr Buttermilch . . . „Und das ist auch zum Teil der Grund, weswegen ich mir erlaube, die Demoiselle aufzusuchen! . . . Wir haben heut abend eine sehr interessante Theatervorstellung! . . . Eine Oper! . . . „Figaro's Hochzeit!"

Die beiden Frauen sahen sich erstaunt an.

„Von dem berühmten Mozart, der Kapellmeister in Konstantinopel oder Moskau gewesen," fuhr Herr Buttermilch fort: „Die Oper soll ganz ausgezeichnet sein! Vielleicht hat die Demoiselle schon davon gehört!"

„Das will ich meinen!" lachte die Fremde, die aufgesprungen war, und nun im Zimmer auf und nieder ging. „Was sagst Du dazu, Karoline: ‚Figaros Hochzeit' von Wolfgang Amadäus Mozart in Schwedt an der Oder — hahaha! Selbstverständlich, da werde ich zugegen sein!"

„Oh, ich ahnte ja, daß die Demoiselle großen Sinn für die Kunst hat! Deshalb habe ich gleich zwei Billets mitgebracht! Natürlich Sperrsitz; da haben die Herren Offiziere von der königlichen Reitschule ihren Platz und ferner die Honorationen der Stadt! . . . Wenns beliebt?"

Die Fremde nahm die Billetts und zahlte den geforderten Preis.

„Dann hätte ich noch eine Bitte," sagte Herr Buttermilch schüchtern.

„Ah, das Fremdenbuch! . . . Sie wünschen, daß ich Namen und Stand eintrage! . . . Aber natürlich im Augenblick!"

Die Fremde hatte schon den Federhalter in das Tintenfaß getaucht und schickte sich eben an, ihren Namen auf die von Herrn Buttermilch bezeichnete weiße Stelle zu schreiben, als sie plötzlich einen Blick mit ihrer Begleiterin tauschte.

Wie auf Kommando lachten beide wieder hell auf.

„Wissen Sie, Herr Wirt," meinte sie schelmisch, „die Sache mit dem Fremdenbuch hat wohl keine solche Eile! . . . Dazu ist morgen auch noch Zeit! . . . Heute, heute sind mir die Finger von der Kälte noch gar zu steif und zu klamm!"

Dabei legte sie, noch immer lachend und voll Liebreiz in Ton und Miene, die Feder zurück in die Hand des verdutzt dreinschauenden Herrn Buttermilch.

Irrende Seele. Nach dem Gemälde von George von Hoeßlin, München. (Siehe Seite 8.)

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Wer heutzutage die märkische Stadt besucht, die der Schauplatz der hier skizzierten Handlung gewesen, vermag sich nur schwer ein Bild zu machen von dem Leben, das ehedem hier gewohnt. Nur ihre Schönheit ist geblieben, ihr hoher landschaftlicher und architektonischer Reiz. Noch immer wälzt sich die Hauptzugangsstraße wohl eine halbe Meile weit über einen Brückenpfeiler nach dem andern, die das weite, blühende, fruchtbare Stromtal überspannen. In der Oder selber spiegelt sich das markgräfliche Schloß, ein stolzer, schöner Bau, und jeder Schritt in den

jetzt so stillen Straßen gemahnt daran, daß der Ort einst eine echt fürstliche Residenz gewesen. Aber auch nachdem bereits der Hohenzollernzweig, der hier seinen Sitz hatte, ausgestorben war, behielt Schwedt als Brennpunkt gewisser gesellschaftlicher Kreise sein stark pulsierendes Leben und damit auch seine Bedeutung. Die Offiziere der königlichen Reitschule, fast insgesamt Träger der vornehmsten Adelsfamilien der Monarchie, sorgten dafür, daß reichlich Geld unter die Leute kam. An Lustbarkeiten und Zerstreuungen mancherlei Art mangelte es niemals. Erst seitdem nach dem Jahre 1866 diese Reitschule nach Hannover verlegt worden, verfiel die alte Markgrafen-Residenz allmählich in den Dornröschenschlummer, von dem sie trotz des augenblicklichen industriellen Aufschwungs mehr oder weniger noch heute umfangen ist.

Aber früher — da gabs im Winter Maskeraden und Schlittenkorsos, Bälle und Konzerte, vor allem jedoch rege Freude am Theater, dessen Vorstellungen schon deshalb überverhältnismäßig gut sein konnten, weil die reichen Reiteroffiziere die bestehende Bühne zum Teil aus ihrer Privatschatulle unterstützten.

Die Vorstellungen selber fanden im „Hotel zu den drei Schwänen" statt. Ein großer und für die damaligen Verhältnisse schöner Saal diente als Theaterraum. Was Wunder, wenn in diesem Gasthof überhaupt das gesamte Leben der Stadt gewissermaßen zusammenflutete? Hier speisten die Offiziere, und hier tranken die Honoratioren abends nach der Vorstellung ihren Schoppen. Kurzum alles, was in der Oberstadt vorging, wurde hier durchsprochen und womöglich sogar erlebt.

So kam es, daß die Fremde, die in den „drei Schwänen" Quartier genommen, bereits nach Verlauf etlicher Stunden ganz getreu von den wichtigsten Vorkommnissen Kunde erhalten hatte. Zum Teil wurde diese ihr direkt ins Zimmer getragen durch Hotelbedienstete, die hier zu tun hatten, andererseits erfuhr die Zofe manches, wenn sie für ihre Herrin Bestellungen ausrichtete oder sonst Aufträge erledigte.

Die Stunden verrannen, der Beginn der Vorstellung stand bevor.

„Was werden Sie anziehen, Fräulein! Hoffentlich wollen Sie den Schwedtern doch zeigen —"

„Ich denke gar nicht daran, Karoline! . . . Du weißt, wie sehr ich allen Putz und Pomp verabscheue! . . . Wähle ein einfaches, aber kleidsames Kostüm heraus! Vor allem keine Edelsteine oder überhaupt kein Geschmeide! . . . Ein paar Bänder, eine Schleife — und allenfalls eine lebende Blume in Haar und Gürtel, wenn Du sie aufzutreiben vermagst!"

Während die Zofe ihrer Herrin beim Ankleiden behilflich war, erzählte sie ihr, was sie inzwischen über das Theater und seine Mitglieder in Erfahrung gebracht:

„Die Oper findet zum Benefiz des Baritons statt, der den recht prosaischen Namen Fritz Käsebier führt, aber eine sehr gute Stimme besitzen soll. Er scheint auch äußerst beliebt zu sein, ist aber ein großer Pechvogel, obwohl im allgemeinen ein gar fröhlicher Gesell. Er sitzt nämlich bis über die Ohren in Schulden, und die Vorstellung, von der er ausgezeichnete Einnahmen erhofft, soll ihn vor dem Schuldgefängnis, das ihm sonst ganz sicher ist, retten. Nächstdem wird die Demoiselle Rex gerühmt, die Darstellerin der „Susanne". Man sagt, daß sie nicht nur hübsch ist, sondern auch gut singt!"

„Mit anderen Worten: ein ausgezeichneter Genuß, der uns bevorsteht, nicht wahr, Karoline!"

Die Zofe lachte hell auf.

„Die Hoffnung darauf hat auch das Interesse der guten Schwedter bis vor wenigen Stunden vollauf in Anspruch genommen! Allein nunmehr hat es einen Dämpfer erfahren. Seitdem nämlich Herr Buttermilch trotz aller aufgewandten Mühe nicht in Erfahrung zu bringen vermochte, wer Sie sind und wie Sie heißen, zerbricht sich die ganze Stadt den Kopf, wer wohl die geheimnisvolle Fremde sein mag, die im „Hotel zu den drei Schwänen" Quartier genommen hat!"

* * *

Der Saal war gefüllt bis zum letzten Plätzchen. In den vorderen Reihen blitzte es von Uniformen. Die Damen prangten in kostbaren Kostümen. Die Stimmung war geradezu festlich, die Erwartung so hochgespannt wie nur möglich.

„Figaro's Hochzeit!" — du Perle aller Opern, du höchstes Kleinod im melodischen Schatze unseres Volkes! Wie vielen Sterblichen hast du deine Wonnen schon ins Ohr und von hier aus ins Herz gezaubert! Du alterst nicht; der Reiz ewiger Jugend scheint in deine Weisen gezaubert! So gleichst du Sonnenstrahlen, die zu Tönen geworden sind! Denn auch die Sonne wird nie alt — sie wie du, und du wie sie!

Die Ouvertüre begann. Sie wurde auch zu Ende gespielt; allein der Vorhang hob sich nicht.

Erwartungsvolles Schweigen. Gleich darauf ungeheurer Tumult hinter der Szene, dem wieder dumpfe Stille folgte.

Was in aller Welt mochte vorgefallen sein!

Nach einigen Minuten trat jemand vor die Rampe. Es war der Benefiziant und Bariton Fritz Käsebier, der betrübt, ja, fast weinerlich dem hochverehrten Publikum kund tat, daß die Vorstellung zu seinem größten Kummer nicht stattfinden könne, da die Darstellerin der „Susanne" nirgend zu finden sei. Den Herrschaften, die ihr Geld zurückhaben wollten — dabei weinte der arme Kerl jetzt tatsächlich — stehe dies natürlich an der Kasse zur Verfügung.

Stille im Publikum, dann Gemurmel; ein Gemisch von Ratlosigkeit, Bedauern und Verdruß.

Während sich einzelne ihr Geld zurückerstatten ließen, andere, darauf verzichtend, dem Ausgang zustrebten, die bleibenden, zu Gruppen gesellt, den Vorgang besprachen, ging plötzlich der Vorhang nochmals in die Höhe.

Wieder trat der Benefiziant vor die Rampe, aber diesmal strahlend vor Glückseligkeit. Er beschwor das Publikum zu bleiben. Die Vorstellung sei nämlich dennoch möglich geworden, weil sich für die Darstellerin der „Susanne" wider Erwarten plötzlich Ersatz gefunden habe.

Schon nach wenigen Minuten nahm die Oper ihren Anfang

Wer „Figaros Hochzeit" kennt, weiß, daß sofort in der ersten Szene Susanne auf der Bühne zu tun hat. Allein ihr Kostüm als Kammermädchen erfordert keine große Vorbereitung. Darum war es sehr wohl möglich, daß eine Künstlerin, die sich erst einmal für bereit erklärte, die Rolle zu übernehmen, auch wenige Augenblicke nachher schon in der Lage ist, auf der Bühne zu erscheinen und in die Darstellung einzutreten.

Selbstverständlich waren aller Augen auf die neue Susanne gerichtet.

Daß sie jung und schmuck sei, darüber waren sich die Anwesenden im ersten Augenblick einig. Allein sie verstand auch zu spielen Ihr Auftreten war so sicher und gewandt, als komme sie eben von der Probe.

Und nun erst der Gesang. — — —

Von sämtlichen Rollen, die von den großen Meistern der Töne für die Frauenstimme geschaffen sind, ist vielleicht die der Susanne die liebreizendste. Zugleich bildet sie einen Prüfstein für das Können der Darstellerin. Sie ist gewoben aus Schelmerei und Innigkeit des Gemüts; und damit sollen auch die Töne durchtränkt sein, die von den Lippen kommen.

Nicht allein das Publikum ward hingerissen, auch die Darsteller selber — und vor dem Orchester der Dirigent mit dem Taktstock.

Wer in aller Welt mochte sie wohl sein — diese Susanne?

Herr Buttermilch war nicht sofort bei Beginn der Vorstellung im Saale. Der große Betrieb in seinem Hotel verlangte, daß er bald hier sei, bald dort. Erst die Kunde von der wunderbaren Stimme, die alle Anwesenden unter ihren Zauberbann zwang, rief ihn ins Theater. Vorher war ihm wichtiger gewesen, daß Demoiselle Rex, die eigentlich die Susanne singen gesollt, mit einem Verehrer durchgebrannt, und die Einzelheiten dieses Liebesabenteuers nahmen sein volles Interesse in Anspruch.

Er stahl sich schnell in's Parterre und lugte auf die Bühne.

Was? . . . Alle Wetter! . . . Natürlich, er täuschte sich nicht: das, das war ja die Fremde, die heute in seinem Hotel eingekehrt! —

Der kleine Mann geriet aus Rand und Band. Er gestikulierte mit Händen und Füßen.

Der Vorhang fiel beim Aktschluß. Das Haus war von Beifall durchbraust. Immer wieder rief man die Fremde vor die Rampe, die solcher Ehrung mit ebensoviel Anmut wie Freundlichkeit nachkam.

Herr Buttermilch teilte zwar die Neuigkeit, die er ausgetüftelt, sehr eilfertig dem Publikum mit; allein damit wußte man noch immer nicht, wer die Darstellerin der Susanne denn eigentlich war.

Die Vorstellung hatte wieder begonnen. Eben betrat die Fremde die Bühne und sang mit halber, weicher Stimme ihre wunderbaren Töne. Da erscholl plötzlich im Saale der Ruf:

„Die Sontag!"

„Woher er gekommen, das wußte niemand; aber er pflanzte sich als leises Gemurmel durch die Reihen, er wuchs an zu jauchzendem Jubel:

„Die Sontag! . . . Es ist die Sontag! . . . Kein anderer kann so singen! . . . Es muß die Sontag sein!"

Das Orchester hört auf zu spielen. Die Darsteller sehen sich erstaunt an. Das Publikum jauchzt und jubelt weiter in fragendem Tone.

Da tritt Susanne hart an die Rampe — unter glücklich schalkhaftem Lächeln nickt sie zum Zeichen der Bejahung.

Ja, es war Henriette Sontag. Die große Sängerin, die damals im Königstädtischen Theater zu Berlin engagiert war, befand sich auf der Reise nach Stettin. Dorthin war sie eingeladen worden auf Wunsch des Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaiser Wilhelms des Ersten, der damals in Stettin seinen Wohnsitz hatte. Gutherzig und hilfbereit, wie sie zeitlebens war, sprang sie ein, als sie den Jammer sah, in den ihr „Kollege", der arme Fritz Käsebier, geraten, da er die eingenommenen Gelder zurückzahlen sollte.

Und warum ich das alles erzähle? . . . Weil gerade jetzt vor hundert Jahren — am 3. Januar 1803 — die deutsche Nachtigall das Licht der Welt erblickte.

Henriette Sontag hat noch manchen an Ehrungen aller Art reichen Abend erlebt. Allein keiner — das erzählte sie oft — bereitete ihr eine so reine, selbstlose Freude, wie die Vorstellung in Schwedt an der Oder, da sie den „Figaro" Fritz Käsebier aus seinen tausend Nöten erretten konnte.

Eine junge Ehe.

Von Rudyard Kipling.

Dicky Hatt wurde in seiner frühesten Jugend gekapert, — doch nicht etwa von seiner Wirtstochter, dem Hausmädchen, einer Schenkmamsell oder Köchin, nein, von einem Mädchen, das seiner eigenen Kaste so nahe stand, daß nur ein Weib hätte behaupten können, sie stände unter ihm. Die Sache ereignete sich einen Monat, bevor er nach Indien kam

und fünf Tage nach seinem 21. Geburtstag. Das Mädchen war 19 — das heißt in den Dingen dieser Welt sechs Jahre älter als Dicky, und damals zweimal so verliebt und toll wie er.

Nichts ist in England so leicht, als eine Heirat vor dem Standesbeamten, höchstens das Vom Pferde-fallen. Die Zeremonie kostet weniger als 15 Schilling und hat viel Ähnlichkeit mit dem Versetzen eines Wertgegenstandes. Nachdem man seine Domizilerklärung abgegeben hat, wird der Rest der Prozedur — Zeugnisse, Bezahlung und alles übrige — in vier Minuten erledigt. Dann drückt der Standesbeamte sein Löschblatt auf die Namen, spricht brummig, mit der Feder zwischen den Zähnen: „Jetzt sind Sie Mann und Frau", und das Paar geht hinaus auf die Straße mit dem Gefühl, als wäre etwas schrecklich Ungesetzliches passiert.

Aber diese Zeremonie ist ebenso dauerhaft, wie der Segen an der Schwelle des Altars mit den dahinterstehenden, kichernden Brautjungfern und den Gesängen der Chorknaben. Auf diese Weise war Dicky Hatt „geangelt" worden, und er hielt es für sehr schön, denn er hatte eine Anstellung in Indien bekommen, die im Vergleich zu dem, was er zu Hause besaß, mit einem prächtigen Salär bedacht war. Die Heirat sollte ein Jahr geheim gehalten werden. Dann sollte Mistreß Dicky Hatt nachkommen, und der Rest des Lebens würde in Glück und Freude verfließen. So sahen sie das Leben an, als sie unter den Lampen der Addison-Road-Station standen; doch nach einem kurzen Monat steuerte Dicky in sein neues Leben hinaus und das Mädchen weinte in einem gleichzeitig als Schlaf- und Wohnzimmer dienenden Raum, für dreißig Schilling die Woche, in einer Nebenstraße von Montpellier-Square in der Nähe der Knightsbridge-Baracks.

Doch das Land, in das Dicky kam, war ein sehr „hartes" Land; Männer von einundzwanzig Jahren werden hier noch als kleine Jungen behandelt, und das Leben ist teuer. Das Gehalt, das in der Entfernung von sechstausend Meilen so groß erschien, reichte nicht weit, besonders wenn Dicky es in zwei Teile teilte und mehr als die schönere Hälfte nach Montpellier-Square schickte. Einhundert und 35 Rupien von 333 ist nicht viel zum Leben; doch es war thöricht, zu vermuten, daß Mistreß Hatt überhaupt von den zwanzig Pfund existieren konnte, die Dicky von dem ihm ausgesetzten Gehalt in Abzug brachte. Dicky sah das ein und schickte sofort nach. Dabei erinnerte er sich aber immer, daß zwölf Monate später siebenhundert Rupien für die Überfahrt einer Dame in der ersten Klasse zu zahlen waren. Rechnet man zu diesen kleinen Einzelheiten die natürlichen Instinkte eines jungen Menschen, der ein neues Leben in einem neuen Lande beginnt und sich auch einmal amüsieren will; rechnet man dazu noch die Notwendigkeit, sich mit unangenehmer Arbeit herumzubalgen, die eigentlich eines jungen Mannes ungeteilte Aufmerksamkeit beanspruchen sollte, so kann man sich denken, daß Dicky mit einem Brummschädel sein neues Leben begann. Er sah das zeitweise selbst ein, doch die volle Schönheit seiner Zukunft ahnte er noch gar nicht.

Als das heiße Wetter begann, fingen auch seine Fesseln an zu drücken und schnitten ihm ins Fleisch. Erst kamen Briefe, dicke, eng beschriebene, sieben Bogen lange Briefe von seiner Frau, in denen sie ihm sagte, wie sehr sie sich nach ihm sehne, und was für ein Himmel auf Erden ihr Haus sein würde, wenn sie erst wieder zusammen wären.

Dann klopfte irgend ein junger Mensch des Gasthauses, in welchem Dicky logierte, an die Türe seines kahlen, kleinen Zimmers, er möchte doch einmal herauskommen und sich ein Ponny ansehen, das ausgezeichnet für ihn passen würde. Dicky konnte sich keine Ponnys leisten. Er mußte das erklären. Dicky konnte es sich auch nicht leisten, im Gasthause zu leben, so bescheiden es auch war.

Er mußte das erklären, bevor er in ein einzelnes Zimmer neben dem Bureau zog, in welchem er den ganzen Tag arbeitete. Er hauste an einem mit grünem Öltuch bezogenem Tisch, mit einem Stuhl, einer Photographie, einem sehr dicken und starken Mundspülglas, einem Durchschlag für sieben Rupien, acht Annas, und bezahlte dafür mit Essen 87 Rupien monatlich. Er hatte kein Bett, denn ein Bett kostete 15 Rupien monatlich. Dafür schlief er auf dem Boden des Zimmers mit allen Briefen seiner Frau unterm Kopf. Ab und zu wurde er zum Diner eingeladen, wo er nachher eine Hängematte und ein Eisgetränk bekam. Doch das kam selten vor, denn die Leute hielten nicht viel von einem Menschen, der augenscheinlich die Instinkte eines schottischen Lichtziehers hatte und in so erbärmlicher Weise lebte. Dicky konnte kein Vergnügen mitmachen, und so hatte er auch kein Vergnügen, außer, daß er in seinem Bankbuch blätterte und sich durchlas, was dort von „Darlehen gegen genügende Sicherheit" gesagt wird. Das kostet nichts. Er trat inzwischen mit einer Bank in Bombay in Verbindung, und die Station erfuhr nichts von seinen Privatgeschäften.

Jeden Monat schickte er alles, was er nur möglichst für seine Frau sparen konnte, nach Hause — noch aus einem anderen Grunde, der sich von selbst erklärt und noch mehr Geld erfordert.

Ungefähr um diese Zeit wurde Dicky von der nervösen quälenden Furcht befallen, welche verheiratete Leute stets befällt, wenn sie aus dem Gleichgewicht kommen. Er hatte keine Pension zu erwarten; was würde geschehen, wenn er plötzlich starb und seine Frau unversorgt zurückblieb? Der Gedanke pflegte ihn in stillen, heißen Nächten in seiner Dachkammer wach zu halten, und das Schlagen seines Herzens brachte ihn auf den Gedanken, er werde früher oder später an Herzschmerzen sterben. Das ist aber ein Zustand, den ein junger Bursche gar nicht kennen lernen sollte. Das sind Sorgen für einen starken Mann; aber arme, bettlose, schwitzende Dicky Hatts machen solche Sorgen verrückt. Er hatte keinen Menschen, mit dem er darüber sprechen konnte.

Eine gewisse Anzahl von „Schrauben" sind für einen Mann ebenso notwendig, wie für einen Billardball. Beide verrichten dadurch Wunderdinge. Dicky brauchte nötig Geld und er arbeitete dafür wie ein Pferd. Aber natürlich wußten die Leute, daß ein Junge von einem gewissen Einkommen sehr anständig leben kann. Bezahlung ist in Indien Sache des Alters, nicht des Verdienstes, und wenn „ihr Junge" wie zwei Jungens zu arbeiten wünschte, so verbot das Geschäftsinteresse, ihn daran zu hindern. Doch das Geschäft verbot auch, daß sie ihm jetzt in diesem lächerlich-unreifen Alter eine Gehaltszulage gaben. Trotzdem verdiente Dicky etwas mehr Geld, reichlich für einen jungen Menschen, aber nicht für eine Frau und ein Kind; sicherlich aber zu wenig für die 700 Rupien kostende Überfahrt, über die er und Mistreß Hatt seinerzeit so leichthin gesprochen hatten. Damit mußte er sich begnügen.

Auf die eine oder andere Art schien sein Geld die häuslichen Abgaben und alles verschlingenden Wechseln dahin zu schmelzen und der Ton der von Hause kommenden Briefe änderte sich und wurde zänkisch. „Warum wollte Dicky seine Frau und sein Kind nicht bei sich haben? Er hatte doch sicherlich ein Gehalt, ein gutes Gehalt, und es wäre sehr schlecht von ihm, daß er sich allein in Indien amüsierte. Aber wollte und konnte er das nächste Mal nicht einen größeren Betrag schicken?" Hier folgte eine Liste mit den Ausgaben für das Kind, so groß wie die Rechnung eines Parsen. Dann erhöhte Dicky, dessen Herz sich nach seiner Frau und seinem kleinen Sohn sehnte, den er nie gesehen — ein Gefühl, zu dem ein Junge wieder keine Berechtigung hat — den Betrag und schrieb verrückte, halb kindische, halb männliche Briefe; er sagte, sein Leben wäre durchaus nicht amüsant, und ob das kleine Frauchen nicht noch ein bischen warten wolle. Aber das kleine Frauchen, wenn sie auch das Geld sehr zu schätzen wußte, wollte nicht warten, und es war ein seltsamer, harter Ton in ihren Briefen, den Dicky nicht verstand; woher sollte der arme Junge das auch?

Später, gerade als man Dicky anläßlich eines andern jungen Mannes, der sich „selbst zum Narren gemacht", erzählte, die Ehe würde nicht nur seine zukünftigen Aussichten auf Avancement ruinieren, sondern er würde auch sein augenblickliches Gehalt verlieren — kam die Nachricht, das Baby, sein lieber kleiner Sohn, wäre gestorben. Dahinter kamen 40 Zeilen eines keifenden, ärgerlichen Weibes, die da meinte, der Tod hätte vermieden werden können, wenn gewisse Dinge, die natürlich mit Geldkosten verknüpft waren, getan worden wären, oder wenn Dicky Mutter und Baby hätte zu sich kommen lassen. Der Brief ging dem armen Dicky sehr zu Herzen, da er aber offiziell zu einem Baby nicht berechtigt war, so durfte er auch keine Trauer zeigen. Er sparte mehr als je an der 700 Rupien-Überfahrt, und seine Lebensweise blieb unverändert, abgesehen davon, daß er jetzt ein neues Spülglas benutzte. Die Anstrengung seiner Tätigkeit, die Mühe des Geldauftreibens und die Nachricht von seines Jungen Tod griff den Jungen vielleicht mehr an, als sie einen Mann angegriffen hätte; vor allem aber griff ihn sein anstrengendes tägliches Leben an. Grauköpfige, alte Kerls, die seine Sparsamkeit und seine Manier, sich jedes Vergnügen zu entsagen, billigten, erinnerten ihn an das alte Sprichwort, das da sagt:

Will ein Junge was erreichen in seiner Kunst,
Darf er den Mädeln nie schenken seine Gunst.

Und Dicky, welcher sich einbildete, er hätte alle Sorgen durchgemacht, welche ein Mann kennen lerne dürfe, mußte lachend zustimmen; dabei ging ihm immer die letzte Zeile seines Bankbuches Tag und Nacht durch den den Kopf.

Aber er hatte noch mehr Sorgen zu verdauen, ehe er das Ende erreichte. Es kam ein Brief von dem kleinen Frauchen, die natürliche Folge der andern, wie sich Dicky eigentlich hätte denken können, und der Knalleffekt des Briefes war, „ich bin mit einem hübscheren Mann gegangen, als Du es bist." Es war ein recht merkwürdiges Schreiben ohne Absätze und lautete ungefähr so:

„Sie wolle nicht ewig warten und das Kind wäre tot, und Dicky wäre nur ein Junge, und er würde sie nie mehr vor Augen sehen, und warum er ihr nichts davon gesagt, als er Gravesend verlassen, und Gott sei ihr Zeuge, sie wäre ein leichtsinniges Weib, aber Dicky amüsiere sich in Indien und der andere Mann liebe sie von ganzem Herzen, und wenn auch Dicky ihr je vergeben würde, sie würde Dicky nie vergeben, und sie gebe gar keine Adresse an, nach der er ihr schreiben könne."

Anstatt seinem Schöpfer zu danken, daß er frei war, fühlte sich Dicky, wie sich jeder beleidigte Mann fühlt, denn seine Gedanken kehrten wieder zu seiner Frau zurück; er erinnerte sich ihrer in der Dreißig-Schillingswohnung in Montpellier-Square, als sein letzter Morgen in England anbrach und sie im Bett weinte. Dabei wälzte er sich in seinem Bett und biß sich in die Finger. Auf den Gedanken, daß er eine ganz andere Person entdeckt, wenn er Mistreß Hatt zwei Jahre später gesehen, kam er überhaupt nicht. Theoretisch hätte er das tun sollen, aber er tats nicht, sondern verbrachte die Nacht nach dem Eintreffen der englischen Post in den bittersten Schmerzen.

Am nächsten Morgen fühlte Dicky Hatt keine Lust zur Arbeit. Er kam zu der Überzeugung, er hätte das Vergnügen an der Jugend verloren. Er war müde und hatte alle Sorgen des Lebens ausgekostet, bevor er noch sein 23. Jahr erreicht. Seine Ehre war zum Teufel,

das sprach der Mann in ihm; und jetzt wollte er auch zum Teufel gehen, das sprach der Junge in ihm. So legte er denn seinen Kopf auf den Tisch mit dem grünen Öltuch, weinte und verzichtete dann auf seinen Posten.

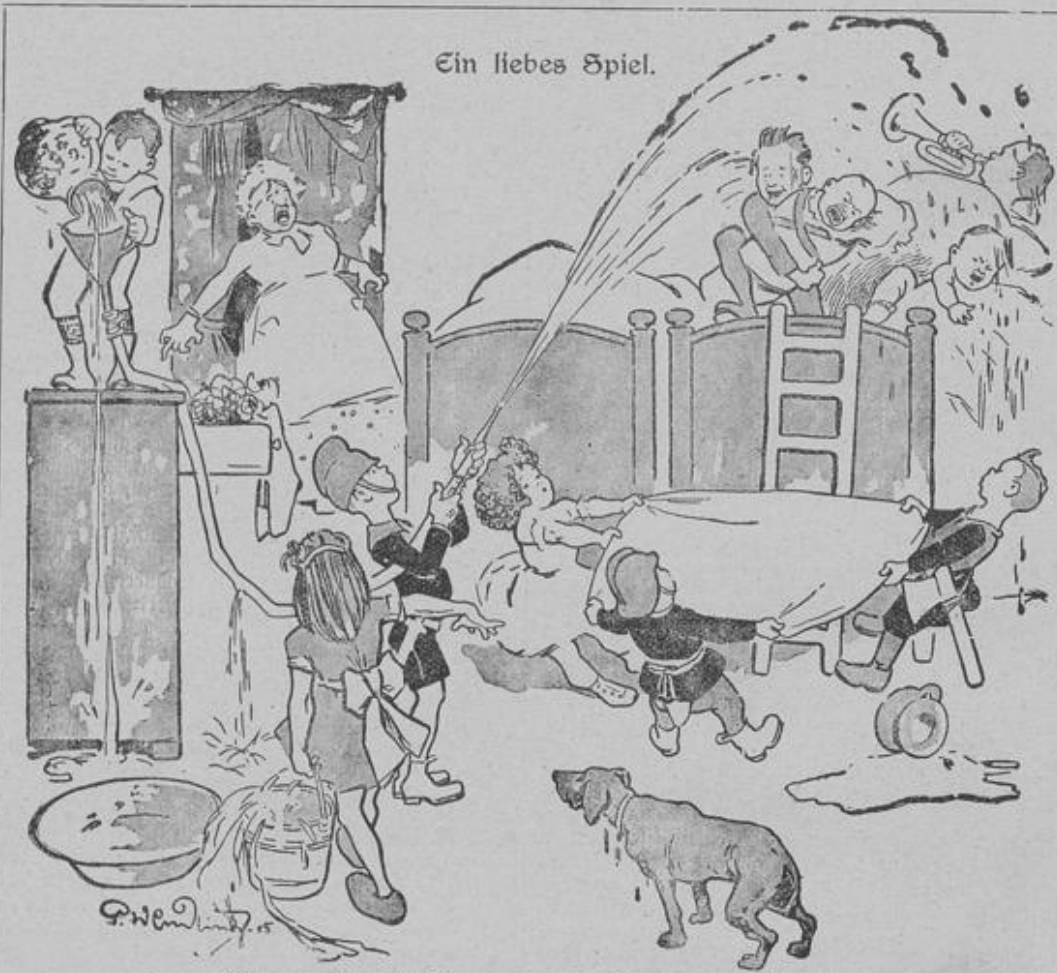
Doch die Belohnung für seine Dienste kam. Es wurde ihm drei Tage Zeit zur Überlegung gelassen, und der Chef sagte nach einigem Telegraphieren, es wäre ein höchst ungewöhnlicher Schritt, doch in Anbetracht der Fähigkeiten, die Mister Hatt in der und der Zeit, bei der und der Gelegenheit entfaltet, wäre er in der Lage, ihm einen unendlich höheren Posten zu bieten, zunächst auf Probe und später, wie es ganz natürlich ist, fest. „Und wieviel trägt der Posten?" fragte Dicky.

„650 Rupien," versetze der Chef langsam und erwartete, den jungen Mann vor Freude und Dankbarkeit umsinken zu sehen. Und nun kam es? Die 700 Rupien-Überfahrt — jetzt kam sie; jetzt hatte er genug, um sich sein Weib und seinen kleinen Jungen zu erhalten und sich eine sichere, offen zugestandene Ehe zu leisten. Dicky brach in ein lautes Lachen aus, — ein Lachen, das er nicht unterdrücken konnte — eine ungesunde, kreischende Fröhlichkeit, die kein Ende zu nehmen schien. Als er wieder zu sich kam, sagte er ganz ernst:

„Ich bin der Arbeit müde; ich bin jetzt ein alter Mann; es ist Zeit, daß ich mich zurückziehe, und das will ich auch tun."

„Der Junge ist verrückt," sagte der Chef. Ich glaube er hatte recht; aber Dicky Hatt erschien nie wieder, um die Frage zu lösen.

Die Wiedergabe des Gemäldes „Jetzt gibt's nichts mehr" von G. Chierici führt mitten in eine drollige Szene aus dem Leben des Kindes. Es gibt für die Kleinen kein größeres Vergnügen, als wenn das Hausgetier sich gackernd und miauend um sie schart, damit sie ihm ihr Futter reichen. Doch nur zu schnell hat die Herrlichkeit ein Ende. Die vielen hungrigen Mäuler machen bald reinen Tisch und wenn alles aufgezehrt ist, dann bleibt den kleinen Spendern nichts weiter übrig, als daß sie der zudringlichen Hühner- und Katzenschar den Titel unseres Bildes: „Jetzt gibt's nichts mehr!" zurufen.



„Aber, um Himmelswillen, was macht Ihr denn da, Kinder?"
„Nichts, Mama, wir spielen nur Feuerwehr!"

Unsere Bilder.

Irrende Seele.

Zu dem gleichnamigen Gemälde von George von Hoesslin.

In der Sommernacht, im Vollmondschein,
Da irren die Seelen im Walde,
Da öffnet sich ihnen des Grabes Schrein.
Sie dürfen tanzen den Ringelreih'n
Und schweifen durch Flur und Halde.

Die Stätten vergang'ner Glückseligkeit,
Als rot noch Mund und Wangen,
Die suchen sie auf, gedenkend der Zeit,
Da sie noch fühlten Freud' und Leid,
In sehnsüchtig-süßem Verlangen.

Und wenn der junge Tag erwacht,
Sein Frührot schickt als Boten,
Dann ruht sich's gut in Grabes Nacht:
Ein Strahl des Glückes hat gelacht
Den irrenden Seelen der Toten.

Gedanken über bildende Kunst.

Noch heute hat der akademische Zopf nicht begriffen, daß dem Antikenzeichnen das Aktzeichnen vorangehen muß, indem die Antike selbst nur der ideale Ausdruck des vollkommenen Studiums der Natur ist, oder einfacher ausgedrückt: Ehe man Antiken zeichnet, muß man die menschliche Form verstehen.

* * *

Kunst ist die Blume menschlicher Empfindung. In ewig wechselnder Gestalt erhebt sie sich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball in seiner Hand hält, duftet auch von dieser Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch. Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlichen Funken, der, von ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch in dessen kleine Schöpfungen überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm ist der gotische Tempel so wohlgefällig als der Tempel des Griechen.

Wackenroder.

* * *

In den verschütteten Städten Herculaneum und Pompeji ist nicht des geringsten Mannes Haus ohne Kunst. Jeder hatte die Bildung, sich mit Gebildetem, an welchem Gedanken ausgesprochen sind, zu umgeben, und so entwickelte sich ein unendlicher Reichtum der Gedanken und eine Feinheit derselben, worin der Grundzug eines wahren Kulturzustandes herrscht.

* * *

Kritiker ist der, der seinen Eindruck vom Schönen in neuer Form oder neuer Technik wiedergeben kann.

O. Wilde.

Einbanddecken für die Sonntagsbeilage **„Rhein und Düssel"** in eleganter Ausführung sind zum Preise von Mark 1.— (durch Boten zugestellt 10 Pfg. mehr) jederzeit in unserer Haupt-Expedition, Kasernenstraße 18, zu haben. **Post-Versand** unter Anrechnung von Porto und Verpackung nach auswärts gegen Nachnahme. Evtl. fehlende Nummern werden, soweit noch vorhanden, gegen mäßige Vergütung bereitwilligst nachgeliefert.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.